

## Die Uhren Afrikas

Ein deutscher Provinzialoberer, der von einer Inspektionsreise nach Südrhodesien zurückkommt, faßt seine Eindrücke folgendermaßen zusammen: In Afrika gehen die Uhren langsamer (auf manchen Missionsstationen werden sie sogar noch zurückgestellt). Man hat also Zeit füreinander, Zeit, die wir uns in Zukunft auch für unsere Afrikaner nehmen sollten, wenn sie Heimaturlaub machen und mit dem Tempo unserer deutschen Lebens- und Arbeitsweise nicht ganz mitkommen.

Dennoch drängt in Afrika die Zeit, und zwar so sehr, daß das entscheidende Hauptproblem das der Zeit geworden ist. Die Zukunft vieler Teile Afrikas hängt sicher davon ab, ob den gutwilligen Kräften genügend Zeit bleibt, das zu tun, was getan werden muß, oder aber radikale Elemente eine überstürzte Änderung der Verhältnisse erzwingen, die gerade den emporstrebenden Africans mehr schaden als nützen würde. In dieses Rennen mit der Zeit wird auch die Missionsarbeit hineingezogen, so daß vielleicht in absehbarer Zeit überhaupt nicht mehr geschehen kann, was in den nächsten Jahren nicht getan wird, und nur noch verpaßte Chancen des Reiches Gottes zu bedauern wären. Schon aus diesem Grunde möchte ich alle Freunde in Deutschland bitten, auch unserer kleinen, noch in den ersten Anfängen steckenden Sinoia-Mission zu helfen und ideelle wie materielle Hilfe für die Mission erbitten.

Was in unserer Mission los ist, was in selbstloser Alltagsarbeit geschieht oder in den nächsten Jahren geschehen soll, sobald neue Mitbrüder in die Mission nachrücken, läßt sich nicht in wenigen Sätzen sagen. Jedenfalls wird man in Afrika sehr schnell von allen romantischen Vorstellungen und von einer vielleicht aus dem Verlangen nach Abenteuern geborenen „Missionsbegeisterung“ geheilt und steht einer sehr nüchternen und harten Wirklichkeit gegenüber, die nur mit dem ehrlichen Willen zum selbstlosen Dienst gemeistert werden kann. Dennoch lieben unsere Missionare das afrikanische Land und seine Menschen, die bei aller Primitivität ihrer Lebensweise mit ihrer natürlichen Frömmigkeit und wirklich kultivierten Höflichkeit den Besucher überraschen. Die Kirche in Afrika hat sicher eine Zukunft, und es lohnt sich schon, dort zu arbeiten und die dortige Missionsarbeit zu unterstützen.

Was mich auf diesen Fahrten durch dieses weite Gebiet, das sich vom Karibadamm bis zur Grenze des portugiesischen Mozambique erstreckt, am meisten beeindruckt, ja schockiert hat, sind die endlosen Entfernungen auf guten und häufig sehr schlechten Straßen, zusammen mit der Menschenleere oder doch äußerst geringen Bevölkerungsdichte in diesem ländlichen Südrhodesien, das bei einem Flächeninhalt wie Deutschland insgesamt kaum 3 Millionen Einwohner zählt. Wenn wir dieses große Missionsgebiet seelsorglich bewältigen wollen, ohne daß die Missionare die Hälfte ihrer Kraft auf Autostraßen verbrauchen, sind neben einem nicht allzu langsam wachsenden Nachwuchs für die Mission mehr Missionsstationen nötig, um die in dem dünn besiedelten Land die Leute sich sammeln und bei mehr Arbeitskräften neben der Schultätigkeit eine intensivere Seelsorge an den Erwachsenen versucht werden muß.

## Der begeisterte Selbstmord

Das Buch des belgischen Missionars Dries van Coillie „Der begeisterte Selbstmord“ ist ein schrecklicher Tatsachenbericht, der besser als manches hochwissenschaftliche Buch geeignet sein könnte, dem Kommunismus die Maske herabzureißen, mit der er sich immer noch tarnt und mit der er noch allzu viele in der freien Welt täuscht. Wir erhielten zu diesem Buch folgende Zuschrift:

„Beim Lesen dieses Buches fühlte ich mich wieder nach Peking versetzt, wo ich studiert habe. Ich habe persönlich die Vorträge von Professor Yoris gehört und mit ihm gesprochen. Viele Gefangene, von denen im Buch berichtet wird, waren meine früheren Mitstudenten an der katholischen Universität Fu-Jen. Vor meiner Abreise aus Peking habe ich noch P. Rigney, den Rektor der Universität, besucht. Dries van Coillie gibt einen derart lebendigen Bericht, daß der Leser meint, alles sei erst gestern geschehen.

Zu den Grausamkeiten der chinesischen Kommunisten gehört die Gehirnwäsche. Ihre Qualen kann nur der ermessen, der sie einmal durchgestanden hat. Sie ist eine Umformung des Menschen zum Tier oder zur Puppe. Der Verstand soll ausgelöscht werden.

Darüber hinaus sollen sogar die einfachsten Lebensvorgänge des Menschen bestimmt werden. Die Gefangenen, an Händen und Füßen gefesselt, müssen wie Hunde ihr Essen aus Schüsseln von der Erde lecken. Sie können nicht einmal allein zur Toilette gehen. Ein Wärter muß ihnen beistehen. Nur zweimal am Tag werden sie gemeinsam dorthin geführt. Sogar die Schlafhaltung der Gefangenen wird festgesetzt. Will sich ein Gefangener während der Nachtruhe auf die andere Seite legen, muß er erst um Erlaubnis bitten.

Diese entwürdigende Methode, den Menschen zu zerstören, haben erst die chinesischen Kommunisten erfunden. Sie war den Russen nahezu unbekannt. Die Russen stellten ihre Feinde an die Wand und erschossen sie oder verurteilten sie zu Zwangsarbeit. Die chinesischen Kommunisten dagegen lassen ihre Feinde eines langsamen und überaus grausamen Todes sterben. Damit haben sie die russischen Kommunisten weit übertroffen. Nach gutbeglaubigten Berichten haben die russischen Kommunisten in den über vierzig Jahren ihrer Machtausübung etwa 15 Millionen Menschen umgebracht. Die chinesischen Kommunisten dagegen haben in ihrer elfjährigen Gewaltherrschaft vermutlich schon 50 Millionen Menschen ermordet. 1952 wütete in ganz China eine Vernichtungskampagne gegen feindliche Elemente, die aus fast jeder Familie Opfer forderte. Mißtrauen, Lüge, Terror, das sind die Mittel, mit denen sich fast jeder gegen jeden behaupten muß. Sie dringen sogar in die Familie ein. Denn schon die Kinder müssen die Eltern bespitzeln. China ist heute der Vorkämpfer des Weltkommunismus, eine wahre Bedrohung des Weltfriedens und der Freiheit.“

Die Aufmerksamkeit Europas wendet sich zweifellos dem Verhältnis des chinesischen Kommunismus zum russischen zu. Walter Leifer richtet jedoch in seinem neuen Buch „China schaut südwärts“ unsern Blick auf das Verhältnis Chinas zu Indien, vor allem auf den südostasiatischen Raum, wo 11 Millionen von den 13 Millionen Auslandchinesen überhaupt wohnen. Von Natur und Geschichte her ist China seit seinen frühesten Anfängen nach dem Süden gerichtet. „Die Frage der Zukunft aber ist, ob indischer Kosmopolitismus oder sinisierende Angleichung in dieser Weltregion, die seit je ein Ringen zwischen indischem Geist und chinesischem Intellekt sah, herrschen wird. Hier in Südost-Asien entscheidet sich vielleicht das, was am Himalaya Prolog und – es könnte sein – eines Tages Epilog ist: das Ringen Chinas um die Vorherrschaft in dem gewaltigen asiatischen Zwischenland, das, im Kulturschatten von indischem Westen und chinesischem Norden liegend, zur politischen Ambitionssphäre der sino-kommunistischen Herren Pekings geworden ist und so die Aufmerksamkeit der gesamten Erde fordert“ (*Walter Leifer, China schaut südwärts, Würzburg 1961, Marienburg-Verlag, 10*).